Die Pflege der Geschichte an der Universität Freiburg/Schweiz

Autor(en): **Pfaff, Carl**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse**

Band (Jahr): **69 (1975)**

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-129752

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

CARL PFAFF

DIE PFLEGE DER GESCHICHTE AN DER UNIVERSITÄT FREIBURG/SCHWEIZ

Es bedurfte bekanntlich 130 Anläufe innerhalb von 352 Jahren, bis sich die Idee einer katholischen Universität in der Schweiz verwirklichen ließ – und auch dann gelang dies nur dank Anwendung abenteuerlicher, rechtlich und politisch unbekümmerter Methoden [1]. Es erstaunt, daß der Geniestreich dem Freundespaar Python und Decurtins 1889 geglückt ist; nicht minder erstaunt es, daß ihre Tat durch alle Fährnisse hindurch Bestand hatte. Dazu trugen das Freiburger Volk und die Einsichtigen unter seinen Führern, die Schweizer Katholiken und ihre Bischöfe das ihre bei. Ihr Bemühen wäre aber umsonst gewesen, hätte es nicht mit der Tatkraft und dem Idealismus einer großen Zahl von Professoren korrespondiert; nicht zuletzt wäre hier einiger Historiker zu gedenken, eines Gremaud, Büchi, Schnürer oder Vasella.

Gemessen an der Gesamtsumme der Lehrstühle und der Zahl der Geschichtsprofessuren an anderen Schweizer Universitäten waren die historischen Lehrstühle in Freiburg von Anfang an oder wenig später überraschend groß. In deutscher Sprache: je ein Lehrstuhl für mittelalterliche, für neuere und für Schweizer Geschichte, ferner die bis heute einzige Professur in der Schweiz für historische Grundwissenschaften. In französischer Sprache: ein anscheinend nicht genauer umschriebener Lehrstuhl für Geschichte und seit 1900 eine eigene Professur für alte

NB: Der vorliegende Text ist als Vortrag konzipiert und wird hier, nur mit den notwendigsten Anmerkungen versehen, auf Wunsch der Teilnehmer an der Jahrestagung 1975 der «Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte» in Freiburg abgedruckt. – Es werden nur die verstorbenen Dozenten berücksichtigt; die in Klammern beigefügten Daten beziehen sich auf die Dauer der Lehrtätigkeit in Freiburg.

[1] KARL FRY, Kaspar Decurtins. Der Löwe von Truns, Bd. 2, Zürich 1952, p. 9–92.

Geschichte. An der Theologischen Fakultät errichtete man erst eine, 1906 eine zweite Professur für Kirchengeschichte – nach Sprachen, nicht nach Perioden getrennt – sowie einen Lehrstuhl für Patrologie, Dogmengeschichte und christliche Archäologie. Das vorzugsweise historisch denkende 19. Jahrhundert hat auch in Freiburg diesen starken Akzent auf die geschichtlichen Disziplinen gesetzt.

Was die Geschichtsforschung anbetraf, entstand die Universität freilich nicht im Ödland. Gerold Meyer von Knonau – anläßlich der Tagung der «Allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft» von 1903 [1] – und Albert Büchi – in seiner Rektoratsrede von 1904 [2] – haben die freiburgische Geschichtsschreibung bis auf ihre Tage einläßlich gewürdigt. Büchi urteilt, es sei seit dem 18. Jahrhundert quantitativ viel und qualitativ Anerkennenswertes geleistet worden; und beide Redner heben in ihrem tour d'horizon insbesondere die Arbeiten des ersten Direktors der Universitätsbibliothek, des Abbé Jean Gremaud (1889–1897), lobend hervor. Durch seine Quellenpublikationen im «Recueil diplomatique de Fribourg» und in den «Monuments de l'Histoire du Comté de Gruyère» besaß dieser Greyerzer Geistliche einen ausgezeichneten Namen. In ungezählten kleineren und größeren Studien sowie in 125 Vorträgen in der «Société d'Histoire de Fribourg» hatte er sich ferner zu Themen der heimatlichen Kirchengeschichte, der Numismatik und Genealogie, der freiburgischen Verfassungs- und Rechtsgeschichte, der Bildungs-, Kultur- und Kunstgeschichte geäußert [3]. Die Gründer der Universität waren gut beraten, als sie diesem hochverdienten, immerhin schon 66jährigen Freiburger Gelehrten die zunächst einzige Geschichtsprofessur in französischer Sprache anvertrauten. Wie kaum einer vermochte Gremaud als einheimischer Forscher und Hochschullehrer die so dringend nötige Brücke zu schlagen zwischen dem Freiburger Volk und der weitherum als Fremdkörper empfundenen Universität.

Albert Büchi (1891–1930) hat seine eben erwähnte Rede mit einem weiten Ausblick auf die noch zu bestellenden Felder freiburgischer Geschichtsforschung geschlossen. Er nennt da die Fortsetzung des Frei-

[1] Gerold Meyer von Konau, Eröffnungswort des Präsidenten, Anzeiger für Schweizer Geschichte 34 (1904), p. 235–243.

[2] Albert Büchi, Die freiburgische Geschichtsschreibung in neuerer Zeit, Freiburg 1905.

[3] Recueil diplomatique du Canton de Fribourg, vol. 6–8, Fribourg 1860–1877; Monuments de l'histoire du comté de Gruyère, rassemblés par J.-J. Hisely, publiés par J. Gremaud, Mémoires et Documents de la Suisse romande, vol. 22–23, Lausanne 1867 und 1869.

burger Urkundenbuches, die Bearbeitung der Kloster- und Vogteiarchive, die Edition und Untersuchung der zahlreichen Freiburger Chroniken, die Herausgabe der Seckelmeisterrechnungen, der Manuale und Missiven, wenigstens in verkürzter Form. Den Mangel einer wissenschaftlich brauchbaren Kantonsgeschichte beklagt er ebenso wie das gänzliche Fehlen von Monographien über Klöster und Stifter, von Biographien der bedeutendsten Persönlichkeiten, von Untersuchungen der Burgen und Dynasten. So entwarf Büchi ein ganzes Programm, und siebzig Jahre später stellen wir fest, daß erst ein Teil seiner Wünsche Wirklichkeit geworden ist; und dieser Teil ist erst noch wesentlich der Großzahl von Büchis eigenen 145 Publikationen zu verdanken.

Als dieser geborene Thurgauer den Lehrstuhl für Schweizer Geschichte übernahm, war er aufs beste vorbereitet durch seine Studien bei den ersten Größen der Zeit. Er hatte in Basel Jacob Burckhardt gehört, dessen «herrlicher Vortrag (ihn) ganz besonders fesselte» [1], in Berlin Harry Breßlau, Wattenbach, Delbrück, Löwenfeld, in München Hermann Grauert. Durch diesen ehemaligen Archivaren angeregt, wandte er seine ganze Leidenschaft der Hebung archivalischer Schätze zu, vor allem aus dem Freiburg des 15. und 16. Jahrhundert. Was Büchi für die Publikation etlicher Chroniken, von Urkunden und Akten geleistet und was er zum Teil selber wissenschaftlich untersucht hat, dürfte wie die Editionen Gremauds seinen Wert behalten und nach wie vor ein gesichertes Fundament für die Erforschung der spätmittelalterlichen Freiburger Geschichte bilden.

Die meisten seiner Arbeiten sind in den ersten dreißig Bänden der «Freiburger Geschichtsblätter» erschienen. Die Gründung des «Deutschen geschichtsforschenden Vereins», des jüngern Bruders der «Société d'Histoire», und seines Organs [2] ist wohl das schönste Zeugnis für die Verbundenheit der hohen Schule mit dem Land Freiburg und seiner Geschichte. Büchi und seine Gründerkollegen, Reinhardt, Schnürer und Kirsch, verfolgten dabei noch einen sehr legitimen Nebenzweck: durch

[1] So seine eigene Bemerkung im «Professorenbuch» der Universität (Archiv der Kanzlei), p. 22. Diese wichtige Quelle zur freiburgischen Universitätsgeschichte enthält teils handschriftliche, teils maschinenschriftliche Lebensläufe von 152 zwischen 1889 und 1941/42 an die Universität berufenen Professoren. Es ist nicht vollständig, und die Eintragungen sind in ihrem dokumentarischen Wert je nach Temperament des Verfassers verschieden. Am knappsten drückt sich der Dominikaner J. Berthier aus (Né en 1848, vivait encore le 17 avril 1891); während Prinz Max von Sachsen eine kleine Autobiographie hinterlassen hat.

[2] Freiburg 1894 ff.

den Austausch mit den Organen anderer Geschichtsvereine des In- und Auslandes wollten sie dem dürftigen Zeitschriftenbestand der Bibliothek aufhelfen, die vor der Gründung der Universität auf ganze zwölf Periodica abonniert war (1900 waren es 259 und 1908 bereits 1089) [1].

In den Blättern der beiden kantonalen Geschichtsvereine ließ auch der Elsässer Abbé Charles Holder (1900–1905) die meisten seiner Arbeiten zur Rechts-, insbesondere zur kirchlichen Rechtsgeschichte des Kantons Freiburg drucken. Holder war übrigens der erste Doktorand Schnürers und hatte das erste Doktordiplom unserer Universität überhaupt empfangen. Als einziger in der bisherigen Universitätsgeschichte habilitierte er sich ausdrücklich für Freiburger Geschichte (und historische Propädeutik); trotzdem erhielt er 1900 den neugeschaffenen Lehrstuhl für alte Geschichte.

Es entsprach dann nicht ganz dem Postulat Büchis nach einer wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Kantonsgeschichte, als Gaston Castella (1921–1955), Professor für Schweizer- und neuere Geschichte in französischer Sprache, seine an sich gut geschriebene, bis 1857 reichende «Histoire du Canton de Fribourg» veröffentlichte [2]. Castella richtete sich an ein breites Publikum und er wollte vor allem den Primarlehrern eine Hilfe in die Hand geben bei der Vermittlung solider Kenntnisse der politischen Geschichte des Kantons. Er war sich der Fragwürdigkeiten einiger Synthesen wohl bewußt, hatte doch die Forschung noch immer allzugroße Lücken gelassen, insbesondere was das ancien régime sowie das 19. Jahrhundert und nicht zuletzt die freiburgische Wirtschafts- und Institutionengeschichte anbetraf. Diesen Mangel versuchte er nach Möglichkeit durch eigene Publikationen zu beheben.

Freiburger Geschichte bildete bei den Genannten geradezu das Herzstück ihrer wissenschaftlichen Bemühungen; dagegen trat die Schweizer Geschichte mindestens quantitativ etwas in den Hintergrund. Von seinem früh verstorbenen Kollegen Heinrich Reinhardt hatte aber Albert Büchi das Material zu einer umfassenden Lebensbeschreibung Kardinal Schiners übernommen: 855 Aktenstücke hat Büchi in den «Quellen zur

[1] Ferdinand Rüegg, dem 50. Jahrgang der Freiburger Geschichtsblätter zum Geleit, Freiburger Geschichtsblätter 50 (1960/61), p. 5.

[2] Gaston Castella, Histoire du Canton de Fribourg, Fribourg 1922. Ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden, der sich mit der Geschichte des Kantons Tessin beschäftigt, verdankt man Celestino Trezzini (1924–1955), Professor für kanonisches Recht und Rechtsphilosophie, der alle auf diesen Kanton sich beziehenden Artikel im «Historisch-Biographischen Lexikon der Schweiz» verfaßt hat.

Schweizer Geschichte» herausgegeben, während er in den «Collectanea Friburgensia» seine große Schiner-Biographie hat erscheinen lassen, die nach seinem Tode unser Kollege E. Müller-Büchi zum glücklichen Abschluß gebracht hat [1].

Heinrich Reinhardt (1889–1906) selbst hatte sich durch seine vorzüglichen Arbeiten zur Geschichte der Bündner Wirren bekannt gemacht. Die von größter sachlicher Kompetenz zeugende Einleitung zur Ausgabe der Korrespondenz von Alfonso und Giorolamo Casati, den spanischen Gesandten bei den Eidgenossen, mit Erzherzog Leopold V. ist inhaltlich kaum überholt und formal ein Kabinettstück. Albert Büchi bewunderte das Darstellungstalent seines Freundes derart, daß er ihm unter den Schweizer Historikern seiner Zeit nach Johannes Dierauer den ersten Rang zuerkennen wollte. Bleibende Verdienste hat sich der 1906 dahingegangene Gelehrte auch durch den gemeinsam mit Franz Steffens herausgegebenen Band der Nuntiaturberichte des Francesco Bonhomini erworben: die gehaltvolle Einleitung ist seiner Feder zu verdanken. Zu der geplanten Vorgeschichte der Luzerner Nuntiatur kam er leider nicht mehr [2].

Die Erforschung des spätantik-frühmittelalterlichen Christentums in der Westschweiz setzte sich sodann der neben Gustav Schnürer als außerordentlicher Professor wirkende Marius Besson (1909–1920) zum Ziel. Seine am Vorbild Duchesnes orientierten Untersuchungen der frühen Geschichte der Bistümer Genf, Lausanne und Sitten sowie der Abtei St-Maurice haben ihre grundlegende Bedeutung neben Paul Edmond Martins Arbeiten über die Schweiz in der Merowingerzeit durchaus behauptet. Mit dem prachtvollen Band «L'Art barbare dans l'ancien diocèse de Lausanne» war er in der Kombination historischer Quellenkritik mit der Archäologie methodisch wegweisend. Zur Pflege dieser Forschungsrichtung auf internationaler Ebene rief er 1911 die «Revue Charlemagne» ins Leben, der nach zwei vielverheißenden Nummern bedauerlicherweise der Mangel an finanziellen Mitteln das Licht ausblies [3].

[1] Albert Büchi, Korrespondenzen und Akten zur Geschichte des Kardinals Matthäus Schiner, Basel 1920–1925; ders., Kardinal Matthäus Schiner als Staatsmann und Kirchenfürst, 2 Bde., Freiburg 1923–1937.

[2] Heinrich Reinhardt, Die Korrespondenz von Alfonso und Giorolamo Casati mit Erzherzog Leopold V. von Österreich, 1620–1623, Collectanea Friburgensia Bd. 1, Freiburg 1894; ders. und Franz Steffens, Die Nuntiatur von Giovanni Francesco Bonhomini, 1579–1589, 3 Bde., Solothurn, bzw. Freiburg 1906–1929.

[3] Marius Besson, Recherches sur les origines des évêchés de Genève, de Lausanne et de Sion, Fribourg–Paris 1906; ders., Monasterium Agaunense, Fribourg

Büchi und Reinhardt, Schnürer und Besson sind auch die Väter unserer Vereinigung und der «Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte» [1]. Diesem Organ widmete sich der uns allen noch gegenwärtige Oskar Vasella (1933–1966) als Nachfolger Büchis mit allen seinen Kräften. Durch Jahrzehnte war es seine Zeitschrift wie die Freiburger Hochschule seine Universität [2]. Nicht weniger als 61 Nummern hat er redigiert und 20 Beihefte herausgebracht. Ungezählte Aufsätze und eine unübersehbare Zahl von teils sehr gewichtigen Rezensionen hat er hier erscheinen lassen. Zu frisch ist das Andenken an den um Universität und Schweizer Geschichte hochverdienten Kollegen, als daß ich hier seine Leistungen in Erinnerung rufen müßte. Über lange Jahre waren für Außenstehende Geschichtsforschung in Freiburg und Oskar Vasella geradezu eins, wenn auch die verhältnismäßig enge Beschränkung seines Forschungsfeldes niemandem verborgen blieb. Darin aber schaltete er souverän und bekanntlich zwang er auch die widerborstigsten Gegner zur Anerkennung seiner fachlichen Autorität und menschlichen Lauterkeit. Die aufrechte Art, wie er in der «Allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft», in der «Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft», im «Nationalfonds», in der «Goerres-Gesellschaft» die Universität Freiburg und die Schweizer Geschichte vertrat, ist nicht vergessen.

Durch die ersten zehn Jahre seiner Professur lehrte Vasella noch neben seinem um 44 Jahre älteren Kollegen für mittelalterliche Geschichte, Gustav Schnürer (1889–1941). Ähnlich wie Büchi hatte auch dieser geborene Schlesier seine Ausbildung bei den bekanntesten liberalen und kleindeutschen Zelebritäten der Zeit geholt: bei Droysen, Treitschke, Curtius und Breßlau. Schnürer gehörte zu jener verheißungsvollen Schar junger Wissenschaftler, die Decurtins auf der triumphalen Akquisitionsreise nach Deutschland, Belgien und Frankreich in seiner instinktsicheren Art «angeheuert» hat. Hermann Grauert, der Nachfolger von Hertlings als Präsident der Goerres-Gesellschaft, hatte ihm damals seinen Redaktionsassistenten am «Historischen Jahrbuch» für den zu errichtenden Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte empfohlen, den dieser dann während 105 Semestern versehen sollte.

1913; DERS., L'Art barbare dans l'ancien diocèse de Lausanne, Lausanne 1909; Revue Charlemagne, Paris 1911–1912.

[1] Stans 1907–1944, Freiburg 1945 ff.

[2] Cf. A. A. SCHMID, Ansprache zum Gedenken an O. Vasella, Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 61 (1967) 7–14.

Mit seinem unbestechlichen Blick hatte Schnürer die Schwächen der Improvisation Pythons bald klar durchschaut. Von Anfang an bemühte er sich daher, durch sorgfältige Ausarbeitung von Statuten und Reglementen der Universität zu der unerläßlichen seriösen organisatorischen Grundlage zu verhelfen. Trotzdem vermochte auch er die ihm äußerst peinliche Krise von 1897/98 nicht zu verhindern. Sie führte zum berühmtberüchtigten Auszug von acht reichsdeutschen Professoren und in seinem Gefolge zur Ächtung der Universität Freiburg durch etliche deutsche Staaten bis über den Ersten Weltkrieg hinaus. Für Schnürer, der sich mit Recht die Berufung an eine größere Universität seines Heimatlandes erhoffen durfte, war der Weg zurück für immer abgeschnitten. Dafür tat er alles, um Freiburg seinen Ruf zu retten. Der Dienst an der Idee einer katholischen Universität entsprach so sehr seinem Wesen, daß er sich niemals gegen sie hätte wenden wollen [1].

Gustav Schnürer hat in seinen jüngeren Jahren ansehnliche Beweise seiner Beherrschung der Methoden kritischer Analyse geboten. Ich denke an seine Studie über den sogenannten Fredegar und die Edition der ersten Templerregel [2]. Sein Eigentlichstes, die Fähigkeit zur großangelegten, wohlproportionierten Synthese wurde einer breiteren Öffentlichkeit aber erst bekannt durch die Publikation seines monumentalen Werkes «Kirche und Kultur im Mittelalter», das ins Französische – von seinem Kollegen Castella – und ins Niederländische übersetzt worden ist. Die Bände «Katholische Kirche und Kultur in der Barockzeit», bzw. im «18. Jahrhundert» folgten nach; sie waren die Früchte seiner Vorlesungstätigkeit, die Schnürer nach dem Tode Reinhardts auch auf die neuere Geschichte ausgedehnt hatte [3].

Erlauben Sie mir, noch einen Augenblick bei Schnürer zu verweilen. Nicht weniger als sein äußeres Wirken scheint mir sein historisches Denken für Freiburg in besonderem Maß signifikant zu sein. In zwei Vorträgen – auf dem 4. und 5. «Congrès scientifique international des Catho-

[1] Gustav Schnürer (1860–1941), Gedächtnisschrift, Freiburger Universitätsreden NF 3, Freiburg 1942, p. v–xxiv.

[2] Gustav Schnürer, Der Verfasser der sogenannten Fredegarchronik, Collectanea Friburgensia 9, Freiburg 1900; ders., Die ursprüngliche Templerregel, Freiburg i. Br. 1903.

[3] Gustav Schnürer, Kirche und Kultur im Mittelalter, 3 Bde. Paderborn 1924–1929, I (^{3}1936), II (^{2}1929); ders., Katholische Kirche und Kultur in der Barockzeit, Paderborn 1937; ders., Katholische Kirche und Kultur im 18. Jahrhundert, Paderborn 1941.

liques», 1897 und 1900 [1], sowie im ersten Band seines Mittelalterwerkes gibt er über die theoretischen Hintergründe seiner Kulturgeschichtsschreibung einigen Aufschluß. Die Frage nach dem spezifischen Charakter der Kulturgeschichte, nach ihrem Verhältnis zur politischen- und Wirtschaftsgeschichte hat Schnürer intensiv beschäftigt. In der scharfen Trennung zwischen einer schildernden Kulturgeschichte unter dem Gesichtspunkt des Zuständlichen und einer erzählenden Universalgeschichte unter dem Gesichtspunkt des Werdens, wie sie der Treitschkeschüler Dietrich Schäfer im Streit mit dem Dilthey-Schüler Eberhard Gothein vorgenommen hatte, sah Schnürer keine Lösung. Desgleichen auch nicht in der simplen Trennung von öffentlicher und privater Tätigkeit als Gegenstand der politischen, bzw. der Kulturgeschichte, wie sie Ernst Bernheim in seinem bekannten Lehrbuch empfahl.

Der Unterschied zwischen der politischen Geschichte und der Kulturgeschichte liegt seines Erachtens nicht im Gegensatz zwischen öffentlich und privat, sondern zwischen den Tätigkeiten des Individuums und der Betätigung der Massen. Dabei beruft er sich ausdrücklich auf den damals heiß umstrittenen Karl Lamprecht. Der Kulturhistoriker hat demnach die Massen oder sozialen Gruppen, die Familien, die religiösen Verbände und wirtschaftlichen Genossenschaften oder die Nationen zu beobachten, und zwar unter dem Gesichtspunkt des Typischen: er hat das jeweils für eine Gruppe und eine bestimmte Zeit typische Verhalten herauszuarbeiten. Auch wenn Schnürer die sozialpsychologischen Faktoren keineswegs leugnet, von denen Lamprecht unter dem Einfluß Wilhelm Wundts sprach, so vermag er sie doch von den individualpsychologischen nicht zu trennen. Die Masse setzte die Individuen voraus, auch wenn man durch Soziologie und Psychologie heute viel besser wisse, wie sehr der Einzelne durch materielle Gegebenheiten in seinem Handeln bedingt sei. Der Einzelne interessiert dann den Kulturhistoriker insofern, als er bestimmte Eigenschaften seiner Gruppe in hervorragender Weise verkörpert oder diese verändert. So meint Schnürer, die Lamprechtsche Antinomie zwischen dem Kollektivistisch-Notwendigen und dem Individualistisch-Freiheitlichen überwinden und durch ein Wechselverhältnis dieser beiden Kraftrichtungen ersetzen zu können, wobei er dem Indivi-

[1] GUSTAV SCHNÜRER, Worin besteht die Eigenart der Kulturgeschichte, Compte-Rendu du 4e Congrès scientifique international des Catholiques, Fribourg 1898, p. 428–435; DERS., Das Verhältnis zwischen sozialpsychischen und individualpsychischen Kräften in der Geschichte, Die Kultur 2 (1900/1901), p. 122–130; DERS., op. cit. Bd. I, Paderborn 1924, p. VIII.

duum den führenden Part zuspricht. Unter diesen Voraussetzungen kann Schnürer die Kulturgeschichte als «die Wissenschaft von den Veränderungen der typischen Betätigungen der Menschen» definieren. Indem er dem Individuum führende Funktion zuweist und die Veränderung betont, versucht er, den methodischen Gegensatz zur referierenden Universalgeschichte zu vermeiden, und indem er die Masse oder Gruppe als das eigentliche Materialobjekt und das Typische als das Formalobjekt versteht, will er zugleich die Eigenart der Kulturgeschichte behaupten.

Mit den Vertretern der Lehre von der Dominanz sozialpsychologischer Faktoren stimmt Schnürer darin überein, es müsse in der Geschichte eine Ordnung zu erblicken sein. Nur sieht er diese nicht als Ergebnis naturgesetzlich wirkender Kausalität, sondern letztlich als das Werk Gottes, das sich allenfalls dem Gläubigen offenbart.

In der Kultur nun manifestiert sich nach Schnürer ein zweifaches Streben: eines, das sich auf die irdische Wohlfahrt der Menschen richtet, und eines, das sich auf den Fortschritt in der geistigen Beherrschung über die dem Menschen zur Verfügung gestellten Güter abzielt. Sein eigenes Thema sieht er in der Verfolgung der Frage, wie sich die römische Kirche zu diesem Streben verhalten habe. Bezeichnenderweise nahm ihn dann in der praktischen Ausführung dieses Themas das Verhältnis der Kirche zum geistigen Streben derart gefangen, daß vom ersten nur gelegentlich am Rand die Rede ist. Man kann kaum sagen, Schnürer sei insofern seinen theoretischen Überlegungen gefolgt.

Zur Begründung seiner Fragestellung beruft er sich ausdrücklich auf die Romantik, die erst wieder den durch die Aufklärung verstellten Blick auf die Kulturleistung der Kirche frei gegeben habe. Es besteht kaum ein Zweifel, daß – nicht anders als bei der ganzen katholischen Erneuerungsbewegung des 19. Jahrhunderts, zu deren Repräsentanten Schnürer noch zu zählen ist – tiefreichende geistige Wurzeln seines Denkens in romantischem Ideengut zu suchen sind. Das vorhin geschilderte, teilweise positive Verhältnis zu zeitgenössischen Forschungsrichtungen, wurde ihm vielleicht gerade deshalb erleichtert, weil sie selbst noch oder wieder romantische Elemente – ich denke an die Betonung der Volksseele bei Lamprecht – in sich bargen. Die Reihe seiner geistigen Väter ist lang. Sie reicht von Chateaubriand, de Maistre und Goerres bis zu Johannes Janssen, dem er viel verdankt. Im Tone warmer Verehrung nennt er aber nur Frédéric Ozanam «seinen Vorgänger», den er wohl auch als Leitbild in seinem persönlichen Leben hochgehalten hat. (Etwas schade ist es, daß er den protestantischen Kirchenhistoriker Karl Hauck nicht

anführt, ohne dessen «Kirchengeschichte Deutschlands im Mittelalter» auch Schnürers «Kirche und Kultur» kaum zu denken wäre. Im dritten Band weist er dagegen auf Huizinga hin; das farbensprühenden Werk des Niederländers hat den bedächtigen Freiburger Historiker aber sichtlich irritiert.)

Ein gewisser apologetischer Grundton ist in Schnürers Büchern nicht zu überhören, obgleich ein nüchterner Wille zur Objektivität absolut dominiert. Der Fortschritt der Selbstsicherheit in der katholischen Geschichtsschreibung fällt im Vergleich zu Janssen und selbst noch zu Pastor angenehm auf. Die verdiente Anerkennung blieb Schnürer nicht versagt; sie beschränkte sich auch nicht allein auf katholische Kreise. Heute jedoch ist sein Werk nurmehr wenigen bekannt. Die Kulturgeschichte hat andere Wege eingeschlagen, und ihre momentan führenden Vertreter anerkennen jene als ihre Väter, die Schnürer bekämpfte oder nur teilweise gelten ließ.

Nach seinem Tode verzichtete der Staatsrat wohl aus finanziellen Gründen auf die Wiederbesetzung des Lehrstuhles. Bis zur Berufung Heinrich Schmidingers (1957) blieb daher die mittelalterliche Geschichte mit den Grundwissenschaften vereinigt. Wie erwähnt wurde der Lehrstuhl für Paläographie und Diplomatik schon bei der Gründung geschaffen und damals mit dem Weltgeistlichen Franz Steffens (1899–1930) besetzt. Wie sein Kollege Schnürer hielt er beim Exodus der reichsdeutschen Professoren Freiburg die Treue. Der Konflikt konnte für ihn auch kaum die gleiche Schärfe wie für gewisse Laien annehmen, ist er es ja gewesen, der Entscheidendes zur Berufung der Dominikaner getan hat. Noch heute werden seine ausgezeichneten Tafelwerke gebraucht und zitiert. Ein junger Spezialzweig der Grundwissenschaften, die Skriptoristik, verdankt Steffens zweifellos wichtige Impulse [1]. Desgleichen leisten die Tafelwerke sowie der «Abriß der lateinischen Paläographie» seines Nachfolgers Hans Foerster (1922–1962) noch auf lange Zeit nützliche Dienste [2].

Von der Allgemeinen Geschichte trennte sich schon 1905 die alte Geschichte insofern, als sie mit der klassischen Archäologie verknüpft und dem 1920 bereits als hochangesehenen Gelehrten an die Ecole pra-

[1] Franz Steffens, Lateinische Palaeographie, Freiburg 1903–1906; ders., Proben aus Handschriften lateinischer Schriftsteller, Trier 1909.

[2] Hans Foerster, Urkundenlehre in Abbildungen, Bern–Stuttgart 1951; ders., Mittelalterliche Buch- und Urkundenschriften, Bern 1946; ders., Abriß der lateinischen Palaeographie, Bern 1949, Stuttgart ^{2}1963.

tique des Hautes Etudes berufenen Joseph Zeiller (1905–1920) aus Paris übertragen wurde. Zeillers Hauptinteresse galt aber gar nicht der klassischen Antike, sondern dem Frühchristentum und seinen archäologischen Zeugnissen, insbesondere in den Donauländern und in Dalmatien.

Die altchristliche Kirchengeschichte und Archäologie war also zeitweilig in ungewöhnlichem Maß vertreten, lehrte doch an der theologischen Fakultät seit ihrer Errichtung der Luxemburger Johann Peter Kirsch (1890–1932). Sowohl in Freiburg wie in Rom – dort als Leiter des Historischen Instituts der Goerres-Gesellschaft und des päpstlichen archäologischen Instituts – entfaltete dieser geistige Erbe de Rossis eine umfangreiche wissenschaftliche und organisatorische Tätigkeit.

Von den Kirchenhistorikern in französischer Sprache genoß der erste Lehrstuhlinhaber, P. Pierre-François Mandonnet (1891–1918) einen hervorragenden Ruf. Wie teilweise auch die Dominikaner auf dem deutschsprachigen Lehrstuhl für Kirchengeschichte haben Mandonnet und seine Nachfolger die Geschichte der hochmittelalterlichen Theologie und Philosophie – das ist mit der Blüte der Neuscholastik zusammenzusehen – und die eigene Ordensgeschichte, zumal jene des 13. Jahrhunderts oder wie P. Gabriel Löhr (1934–1950) jene des Spätmittelalters, zum bevorzugten Gegenstand ihrer Forschungen gemacht. Diese Ordenshistoriker widmeten sich einem eigenen Aufgabenbereich, der an einer ordenseigenen Hochschule kaum anders ausgesehen hätte; das Zusammenwirken mit den übrigen Historikern der Universität war deshalb eher beschränkt.

Im Gegensatz zu manchen andern Universitäten kannte Freiburg nie die Institution gesetzlicher Lehrstühle. So ließen sich die Professuren leichter als anderswo ad personam umschreiben. Diesen Umstand machte sich zum Verdruß vieler Freiburger Dozenten Kaspar Decurtins (1905–1914) zunutze, als er sich zum Professor für Kulturgeschichte ernennen ließ. Der «Löwe von Truns» hatte trotz unversieglichem Ideenreichtum nicht das Zeug zum Hochschullehrer. Seine Professur war ein Fiasko und sie wurde dem Integralisten im Modernistenstreit zur bitteren Qual.

Denselben Lehrstuhl erweckte man 1931 zu neuem Leben, wiederum für eine außergewöhnliche Persönlichkeit: für Gonzague de Reynold (1931–1950). Erst mit 51 Jahren trat dieser lange Zeit berühmteste Freiburger in den Verband seiner heimatlichen Universität, die ihm bis dahin den Lehrstuhl für französische Literatur zugunsten von geborenen Franzosen vorenthalten hatte. Wie die Bündner Kampfnatur Decurtins sprengte auch der hochkultivierte homme de lettres de Reynold das

Normalmaß eines Universitätsdozenten; beide erwarben sich ihre größten Verdienste nicht durch ihre Professur.

Überblicken wir abschließend das Ganze von Lehre und Forschung in den historischen Disziplinen an der Universität Freiburg grob gesehen in den ersten zwei Generationen, so können wir etwa Folgendes festhalten:

An dem vielzitierten Zwiespalt zwischen Universität und Kanton Freiburg tragen die Historiker – zumal jene der ersten Generation – gewiß keine Schuld. Etliche haben ihre methodische Schulung und ihr fachliches Wissen vorzugsweise Aufgaben und Problemen der freiburgischen Geschichte zur Verfügung gestellt und dadurch die lokale Forschung auf ein hohes Niveau gehoben.

In der Schweizergeschichte – vielleicht von Albert Büchi abgesehen – in der mittleren und in der weniger entwickelten neueren, ja in der alten Geschichte, was schon fast ein Kunststück ist, bedenkt man die Tradition dieses Faches, dominierten mindestens in der eigenen Forschung der Freiburger Professoren eindeutig die kirchengeschichtlichen Themata. Auch die geistes- und kulturgeschichtlichen Gegenstände sind weitgehend unter kirchengeschichtlichem Aspekt gesehen worden. Diese Tatsache ist nicht allein durch die spezielle Interessenrichtung oder gar die persönliche Frömmigkeit der Einzelnen bedingt, sondern in erster Linie durch die geistige Situation des Katholizismus zur Zeit der Gründung der Universität. Kaum anders als den Bollandisten und Duchesne oder den führenden Köpfen der Goerres-Gesellschaft, mit der sich viele Freiburger Professoren innigst verbunden fühlten, ging es den meisten hier wirkenden Historikern darum, katholische Glaubenstradition mit zeitgenössischer kritischer Forschung zu vereinen und dem katholischen Geschichtswissenschaftler Anerkennung und Gleichberechtigung zu erkämpfen. Man darf sagen: die besten unter ihnen haben dieses Ziel zu ihrer Zeit erreicht.